Der Deserteur.

Roman von O. Elster.

(4. Fortsetzung.)

Er hatte noch keine Mädchenbekanntschaft gehabt, der ehrliche Junge. Er war so unerfahren in dem Umgang mit jungen Mädchen, und er wußte auch jetzt nicht, woher er den Muth genommen, Jeanne anzureden. Aber sie hatte ihn so freundlich angelacht, sie war so zutraulich und freundschaftlich zu ihm, daß er alle Befangenheit bei ihr verlor.

Und jetzt, als er sie so da sitzen sah, so nett und zierlich in ihrem einfachen, geschmackvollen Sommerkleidchen, unter dem die kleinen, zierlichen Füßchen hervorschauten, jetzt war ihm zu Muthe, als sei er der glücklichste der Menschen unter der Sonne.

„Woran denken Sie, Monsieur Friedrich?" fragte sie, schelmisch lächelnd, ihn von der Seite ansehend.

„Ich träume von der Zukunft, Jeanne ...."

„Von der Zukunft? — Ist die Gegenwart nicht schön?"

„Ja, aber die Zukunft noch viel schöner. Ich träumte davon, wie schön es sein müßte, wenn wir so wie jetzt vor dem kleinen Försterhause meiner Heimath sitzen könnten, rings umgeben von dem Wald, dem schönen thüringischen Wald, in dem die Vögel so herrlich singen .... ach, Jeanne, wie schön wäre das!"

„Ja, aber — ich mag nicht nach Preußen ... ich fürchte mich ...."

„Fürchten? Wenn ich bei Ihnen bin? — Ach, Jeanne, ich würde mein Leben für Sie lassen — mein Leben lang für Sie sorgen und arbeiten, wenn — wenn Sie meine Frau werden wollten ..."

„Mais, Monsieur Frederic ....", eine dunkle Blutwelle überfluthete ihre Wangen und verschämt schlug sie die Augen nieder.

Da erfaßte er ihre Hand und flüsterte ihr stammelnd zuerst, dann immer beredter heiße Liebesworte in das kleine Ohr.

Woher er die Worte alle nahm, er wußte es selbst nicht. Die Liebe, die treue ehrlche Liebe sprach aus ihm und lehrte ihn die Worte der Leidenschaft.

Dicht schmiegte sie sich an seine Seite und lauschte seinen Worten mit einem leichten glücklichen Lächeln auf den Lippen. Dann blickte sie scheu zu ihm empor und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund!

„Jeanne ....", stammelte er und preßte sie in stürmischer Leidenschaft an sich.

Und wieder und wieder küßte sie ihn, daß dem armen Jungen die Sinne vergehen wollten.

„Ich habe Dich lieb, Friedrich ... je t'aime ....", flüsterte sie und gab sich mit der ganzen Leidenschaft ihres Naturells seinen Liebkosungen hin.

„Ah — ah, was thun wir ....", sagte sie dann, sich seinem Arm entziehend und ihr verwirrtes Haar mit geschickten Händen ordnend. „Mon dieu ... das ist nicht recht ..."

„Jeanne, meine liebe Jeanne, jetzt bist Du meine süße Braut ..., nicht wahr?"

„Deine Braut? ..."

„Ja, meine kleine geliebte Braut.— Und wenn ich ausgedient habe und in meine Heimath zurückkehre, da gehst Du mit mir und wirst meine liebe kleine Frau ... nicht wahr?"

„Deine Frau?"

Ihr Gesichtchen nahm einen ernsthaften Ausdruck an.

„Ich will wohl Deine Frau werden, Friedrich, denn ich hab' Dich von Herzen lieb, aber ich fürchte mich, nach Preußen zu gehen ..., das ist wie Sibirien ..."

„O Du kleine Thörin. In meiner Heimath ist es schöner als hier."

„Das ist nicht wahr. In Frankreich ist es am schönsten auf der Welt! Weshalb kannst Du nicht mit mir nach Frankreich gehen?"

„Ich bin doch ein Deutscher, Jeanne ... und Soldat."

„Wie lange bist Du noch Soldat?"

„Noch zwei Jahre ..., aber ich hoffe im Herbst zur Reserve beurlaubt zu werden."

„Ah, das ist sehr, sehr lange!"

„Aber wenn wir uns treu bleiben? — Die Zeit vergeht rasch."

„Und ich soll meine Eltern, mein schönes Frankreich verlassen ... nein, niemals!"

„Liebst Du Frankreich mehr als mich?"

„Du liebst Deutschland mehr als mich!"

„Jeanne ..."

Da schlang sie plötzlich lachend die Arme wieder um seinen Nacken.

„Ach, was sind wir dumm!" rief sie. „Laß uns doch nicht von diesen dummen Sachen sprechen, „mon chere!" Dazu ist ja später noch Zeit genug. Sieh, wenn Du mit mir nach Frankreich kommen wolltest, so könnten wir sehr rasch glücklich werden. Monsieur Hauviller würde für uns sorgen ..., er ist sehr reich ..."

„Was sprichst Du da?"

„Ah, nichts — nichts! Ich habe Dich ja so lieb, „mon chere ami ...." und ich möchte Dich gern glücklich machen ... und nicht wahr, Du hast mich auch lieb und Du kommst mit mir nach Frankreich?"

„Aber, Jeanne ..."

Doch sie schloß ihm den Mund mit ihren Küssen und streichelte ihm die Wangen und sah ihm so leidenschaftlich zärtlich in die Augen, daß er sie durch seinen Widerspruch nicht erzürnen wollte. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte er und gab sich ganz dem beseligenden Taumel der ersten Liebe hin.

Nach dem Wirthshaus „Zur guten Quelle" gingen sie nicht zurück. Tiefer und tiefer gingen sie in den Wald hinein und kehrten erst nach der Stadt zurück, als der Mond hoch am Himmel stand.

In dem dunklen Flur des Hauses Monsieur Hauvillers nahmen sie den letzten zärtlichen Abschied. Innig schmiegte sie sich in seine Arme, nicht mehr das kecke, übermüthige Mädchen von früher, sondern sich weich und warm hingebend.

„Nicht wahr, mein Friedrich", flüsterte sie, „Du verläßt mich nicht?"

„Nein, nein, Jeanne — niemals!"

„Und wenn ich nach Frankreich zurückkehren muß? — Wenn meine Eltern nicht wollen, daß ich mit Dir nach Deutschland gehe? Dann wirst Du mich gewiß vergessen ..."

„Nein, ich schwöre es Dir!"

„Aber Du gehst doch fort von mir ...

„Nein, nein, ich bleibe hier .... Deine Heimath soll auch meine Heimath sein ...."

„Du gehst mit mir nach Frankreich?!"

„Ja — ja ..."

Er konnte in dieser Stunde nicht nein sagen, und hätte es ihm das Seelenheil gekostet.

Da küßte sie ihn innig und zärtlich.

„Ich danke Dir, mein Geliebter ... Oh, Du bist so gut — so gut ..."

Und nochmals küßte sie ihn und entschwand dann in dem Dunkel des Hausflurs.

Langsam trat Friedrich in das Freie. Er taumelte fast — ihm war, als sei er berauscht und eine Weile mußte er sich gegen die Wand des Hauses lehnen, um zur Besinnung zu kommen.

Der erste Roman seines Lebens hatte den braven ehrlichen Burschen mit einer Leidenschaft umsponnen, daß seine Augen nicht mehr klar sahen, daß seine Seele wie in einem Traum sich befand, daß er nicht mehr wußte, was recht und unrecht war.

Sein Wesen war erfüllt von dieser Leidenschaft, in der all sein Denken und Können unterging.

7. Kapitel.

Eine Ueberraschung.

Es waren glückliche, sonnige Stunden, welche Harald und Henriette in dem herrlichen Waldthal der „guten Quelle" verlebten.

Es fand keine Verabredung zwischen den Liebenden statt, und doch war es selten, daß sie sich bei dem Rendezvous an der „guten Quelle" verfehlten. Ihr Herz, das stete gegenleitige Gedenken trieb sie stets, wenn sie einen Spaziergang unternahmen, nach jenem Platze, wo sie sich zuerst gesprochen, wo sie zuerst gefühlt, wie sie sich liebten.

Aber diese Zusammenkünfte waren äußerlich durchaus harmloser Natur. Wenn einmal Harald einen wärmeren Ton anschlagen wollte, dann brauchte Henriette ihn nur bittend und mahnend anzusehen, um ihn verstummen zu machen. Sie wußten beide, daß das Glück ihres Zusammenseins zu Ende sein mußte, wenn sie ihre Gefühle in Worte kleideten, wenn sie aussprachen, wovon ihr Herz erfüllt war, wenn sie ihrer Neigung frei die Zügel ließen.

Harald dachte viel zu edel und ehrenhaft, um die Geliebte zu einem heimlichen Liebesverhältniß überreden zu wollen, und Henriette war viel zu sittsam, als daß sie in ein solches Verhältniß eingewilligt haben würde.

Beide aber wußten, daß einer Verbindung zwischen ihnen so unendlich viel Schwierigkeiten entgegenstanden, daß sie fast unmöglich schien. Eine Sinnesänderung des Herrn Hauviller erschien so gut wie ausgeschlossen, und ohne Einwilligung des Vaters Henriettens war eine Heirath unmöglich. Henriette selbst würde zu einer solchen niemals den Muth gehabt haben, und Harald als Offizier hatte Pflichten gegen sich, gegen seinen ganzen Stand, die er nicht vernachlässigen konnte und wollte. Es kam hinzu, daß Harald ohne Vermögen war, daß er als Offizier mithin nur ein Mädchen heirathen konnte, welches wenigstens die gesetzliche Kaution mit in die Ehe brachte. An dieser würde es ja bei Henriette nicht gefehlt haben, denn ihr Vater war ein reicher Mann.

Aber was half dieser Reichthum, wenn der Vater sich weigerte, die gesetzliche Kaution herzugeben?

Um sich gegen ihre eigene Neigung zu schützen, erschien Henriette zu den Zusammenkünften niemals allein; ihre Cousine Julie begleitete sie stets, und diese half durch ihren schelmischen Humor und ihre Lebhaftigkeit den Liebenden über manche Verlegenheit hinweg.

Wenn Haralds Worte zuviel sagten und Henriette scheu zurückwich, beide verstummten und sich nicht anzusehen getrauten, dann half ein scherzhafter Einfall, eine Neckerei Juliens über die schwierige Situation hinweg und leitete das Gespräch wieder in den harmlos-fröhlichen Ton, in dem es sich gewöhnlich bewegte.

Es wurde aber auch ernsthaft gesprochen. Henriette erzählte von der Schreckenzeit der Belagerung, die sie miterlebt hatte, und Harald wußte interessant von seinen Kriegserlebnissen zu berichten. Oder er erzählte von seiner Familie, von seinem tapferen Vater, der in der Schlacht von Königgrätz die Todeswunde empfangen, von seiner guten Mutter, die von einer kleinen Wittwenpension lebte und dabei noch für drei Kinder zu sorgen gehabt hatte.

Mit großem Interesse lauschten die jungen Mädchen diesen Erzählungen, die ihnen von einer fremden Welt berichteten. Sie erhielten einen Einblick in das entbehrungsreiche Leben pflichttreuer deutscher Offiziere, welche sie ihrer Erziehung nach für halbe Barbaren gehalten hatten. Sie lernten die Ehrenhaftigkeit, die Pflichttreue, den Opfermuth dieser deutschen Offiziersfamilien kennen und achten, deren Mitglieder von Generation zu Generation ihres Königs Fahne gefolgt und vielfach den Heldentod auf dem Schlachtfelde gestorben waren.

Sie lernten die einfache Denkweise dieser Männer kennen, die es als ganz selbstverständlich ansahen, ihr Glück, ihr Leben und ihr Sterben ihrem Könige zu weihen, die ohne mit der Wimper zu zucken, dem Befehle Folge leisteten, der ihnen den Tod bringen mußte, die nicht begriffen, wie man vor einer Gefahr zurückschrecken konnte, und die es als höchste Ehre betrachteten, für ihren König sterben zu dürfen.

Sie lernten aber auch die Opferwilligkeit der deutschen Frauen bewundern, welche ihre Söhne im Dienste des Königs dahingaben, deren Tod sie wohl beweinten, den sie aber trotzdem nicht als ein Unglück beklagten.

Sie sahen mit großen, erstaunten Augen in diese Welt des deutschen Soldatenthums und begriffen, weshalb der Offizier, der Soldat überhaupt eine so hoch geachtete Stellung in Deutschland einnahm gegenüber der Stellung der Offiziere, der Armee in ihrem früheren Vaterlande.

Sie fühlten aber auch, daß diese Auffassung ihres Berufs, die hohe Stellung, welche sie in der öffentlichen Meinung einnahmen, die deutschen Offiziere zu einer gewissen Ueberhebung, einer Ueberschätzung des eigenen Werthes führen mußte, und sie konnten sich den Leichtsinn, die Sorglosigkeit erklären, mit der die meisten jungen Offiziere in den Tag hineinlebten.

Namentlich Henriette wußte diesen Schluß zu ziehen, da sie selbst ernsthaft und nachdenklich veranlagt war, und sie äußerte diese Ansicht auch unverhohlen Harald, der ihr darin zustimmen mußte, wenn er sich für seine Person auch von diesem Leichtsinn frei wußte.

So verflossen denn die Stunden zwischen Scherz und Ernst in harmloser Weise. Die Liebenden waren glücklich, wenn sie nebeneinander sitzen durften, sich in die Augen sehen oder sich beim Wiedersehen und beim Abschied die Hände reichten, die dann wohl wärmer und länger sich umfaßten, als gerade nothwendig gewesen. Dies war aber auch die einzige zärtliche Berührung. Nur ihren Augen vermochten sie nicht zu bieten, in ihnen flammte die Liebe auf, welche sie nicht in zärtliche Worte zu kleiden wagten, ebenso wie der sanfte Druck der Hände den Kuß der Lippen ersetzen mußte.

Harald ließ die jungen Mädchen meistens zuerst fortgehen. Er begleitete sie ein Stückchen des Weges in dem Thal entlang, verabschiedete sich hier und kehrte dann zu der Quelle zurück, wo er noch eine Zeitlang sitzen blieb, ehe er selbst den Heimweg antrat.

So auch heute, wo ein drohendes Gewitter die Mädchen früher als gewöhnlich hatte aufbrechen lassen.

Man hatte heute nur kurze Zeit miteinander gesprochen. Henriette war ernst und zerstreut gewesen, als wenn ihr etwas Unangenehmes begegnet wäre.

Beim Abschied hatten Thränen in ihren Augen geglänzt. „Ich weiß nicht, ob wir hier uns wiedersehen werden", sagte sie. „Vielleicht muß ich verreisen."

„Aber Sie brauchen doch nicht zu verreisen, wenn Sie nicht selbst wollen!" rief Harald erschreckt aus.

„Mein Vater sprach davon", entgegnete sie mit niedergeschlagenen Augen, „und es wäre vergelich, seinem Befehle Widerstand zu leisten."

„Ich fürchte, der Onkel hat etwas bemerkt", warf Julie ein.

„In der That ... ?"

„Ich weiß es nicht", sagte Henriette traurig. „Aber das weiß ich, daß ich diesen Sommer, diese Stunden hier an der guten Quelle niemals vergessen werde."

Die Bewegung überwältigte sie, sie reichte ihm nochmals die Hand, er wollte sie festhalten, aber sie riß sich los und eilte davon.

„Ich gebe Ihnen Nachricht", flüsterte Julie ihm zu; dann folgte sie ihrer Cousine.

Traurig und mißgestimmt kehrte Harald zu der Quelle zurück.

Ja, es konnte, es durfte so nicht weiter gehen! Er mußte als ehrlicher Mann handeln, und selbst auf die Gefahr hin, voll Hohn zurückgewiesen zu werden, mit dem Vater Henriettens sprechen. Er sagte sich selbst, daß er Henriette in eine zweideutige Lage gebracht, die ihren Ruf schädigen konnte, wenn sie bekannt wurde. Und vielleicht konnte der Zufall hier sein heimtückisches Spiel treiben! Waren seine einsamen Spaziergänge doch schon den Kameraden aufgefallen, welche ihn damit geneckt hatten.

Als er noch über das, was er thun sollte, nachdachte, rauschten hinter ihm die Zweige und ein großer brauner Jagdhund sprang aus dem Gebüsch und bellte ihn an.

Eine tiefe Männerstimme rief: „Viens ici, Hektor!" und ein Herr trat aus dem Gebüsch, in dem Harald Monsieur Hauviller, den Vater Henriettens, erkannte.

Das Gesicht des Herrn war finster und bleich. Er betrachtete Harald mit einem düsteren, spöttischen und mitleidigen Lächeln.

„Sie haben wohl nicht erwartet, mich hier zu sehen, mein Herr Lieutenant?" fragte er, sich der deutschen Sprache bedienend. „Oder kennen Sie mich nicht?"

„Ich weiß, daß Sie Monsieur Hauviller heißen", entgegnete Harald ernst, aber höflich.

„Nun gut, dann wissen Sie auch, was mich hierher führt?"

Harald wußte im ersten Augenblick nicht, was er entgegnen sollte. Hatte Hauviller seine Tochter mit ihm zusammen gesehen? Oder sollte Harald ihm jetzt gleich die volle Wahrheit sagen?

„Ich weiß in der That nicht", sagte er zögernd ..."

Monsieur Hauviller machte eine Handbewegung welche wohl bedeuten sollte: Machen Sie keine Ausflüchte .... Dann sagte er:

„Nun, mein Herr, Sie werden es wissen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie mit meiner Tochter zusammen gesehen habe."

„Da Sie es gesehen haben, so werde ich es nicht in Abrede stellen. Aber Sie werden mir nicht zürnen, wenn Sie die volle Wahrheit erfahren."

„Die volle Wahrheit weiß ich bereits, mein Herr. Ich weiß, daß Sie seit einiger Zeit hier geheime Zusammenkünfte mit meiner Tochter halten ..., ich beobachte sie schon seit mehreren Tagen, denn ich wollte mich durch meine eigenen Augen davon überzeugen, was man mir zugetragen hatte. Nun, mein Herr, was wissen Sie dagegen zu sagen?"

„Nichts, als daß es so ist, wie Sie sagen."

Die Zornadern Monsieur Hauvillers schwollen an.

„Aber", so fuhr Harald fort, „wenn Sie uns beobachtet haben, so werden Sie doch bemerkt haben, daß unsere Zusammenkünfte harmloser Natur waren."

Der Franzose lachte auf.

„Sie nennen das harmlos, wenn Sie eine junge Dame ins Gerede bringen? Wenn Sie heimliche Zusammenkünfte im Walde mit einer jungen Dame halten? Ich würde es ganz anders nennen, wenn ich die Absicht hätte, Sie zu beleidigen."

„Herr Hauviller — wollen Sie mich ruhig anhören?"

„Ja — was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich leugne nicht, daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe, und daß ich hoffe, von ihr wieder geliebt zu werden. Ich leugne nicht, daß es unvorsichtig von mir war, Ihre Tochter zu diesen Zusammenkünften zu veranlassen, aber bedenken Sie die Verhältnisse: gab es einen anderen Weg, mich Ihrer Tochter zu nähern?"

„War dies denn nothwendig?"

„Es war mein heißester Wunsch, denn ich liebe Ihre Tochter wahr und aufrichtig — mein Wort als Offizier und Edelmann darauf! Kein unreiner Gedanke ist mir bei diesem heimlichen Verkehr mit Ihrer Tochter gekommen, dazu stand sie mir viel zu hoch, dazu achte, ehre und liebe ich sie viel zu sehr. Zeigen Sie mir einen anderen Weg — gestatten Sie mir, mich offen und ehrlich um die Hand Ihrer Tochter zu bewerben, mit ewiger Dankbarkeit will ich Ihr Schuldner sein und Sie ebenso ehren und achten, wie ich Henriette liebe."

Harald hatte mit Offenheit, mit Leidenschaft und dem Ausdruck treuester Wahrheit gesprochen. Seine Worte schienen auch nicht ohne Eindruck auf Henriettens Vater geblieben zu sein.

Die finsteren Wolken auf seiner Stirn lichteten sich; sein drohendes Auge wurde freundlicher, ja es war Harald, als ob ein leises Lächeln über sein Gesicht huschte.

„Sie sprechen gut, mein Herr Leutnant," sagte er, „und ich will nicht an Ihren Worten zweifeln. Aber sagen Sie mir selbst, welchen Weg würden Sie unter anderen Verhältnissen eingeschlagen haben, sich meiner Tochter zu nähern?"

„Ich würde versucht haben, Ihre Bekanntschaft zu machen, und Sie gebeten haben, mir den Zutritt in Ihrem Hause zu gestatten."

Monsieur Hauviller lächelte jetzt in der That.

„Und wenn ich Ihnen diese Erlaubniß gewährte?"

„Dann würde ich Sie, wenn Sie mich kennen gelernt hätten, um die Hand Ihrer Tochter bitten ..."

„Und Sie glauben, ich würde Ihnen diese geben?"

„Ich hoffe es, denn Sie würden damit auch Ihre Tochter glücklich machen!"

„Das glauben Sie! — Aber, mein Herr, andere Leute sind eben anderer Ansicht, und es frägt sich, wer von Ihnen recht hat."

„Ich schwöre Ihnen ..."

„Lassen wir das, Herr von Heineck," unterbrach ihn der Franzose ernst. „Auf die Eidschwüre verliebter junger Leute lege ich kein großes Gewicht. Ich will Ihnen aber zugeben, daß Sie die Gelegenheit, welche der Leichtsinn und die Unerfahrenheit meiner Tochter Ihnen boten, als Ehrenmann nicht mißbraucht haben und das nimmt mich für Sie ein. Aber, mein Herr Leutnant, auch ich habe Rücksichten auf Verhältnisse zu nehmen, die sich Ihrer Beurtheilung entziehen und welche ich nicht erklären kann. Wenn ich Sie einlade, uns in meinem Hause zu besuchen, so setze ich mich in gewisser Weise mit diesen Verhältnissen in Widerspruch und weiß nicht, ob ich nicht Ihnen und mir Schaden zufüge."

„Welcher Art könnte dieser Schaden sein?"

„Was mich anbetrifft, so sagte ich Ihnen schon, kann ich Ihnen die Verhältnisse nicht erklären. Aber würde man es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie in meinem Hause verkehrten?"

„Man würde es mit Freuden begrüßen, wenn Sie deutschen Offizieren gestatteten, in Ihrem Hause zu verkehren."

Monsieur Hauviller lachte wieder kurz auf.

„Eh bien," sagte er dann, „so besuchen Sie uns, mein Herr Leutnant."

„Herr Hauviller ... oh, wie danke ich Ihnen ..."

(Fortsetzung folgt.)

Gewitterfurcht.

Mit dem Herannahen der warmen Jahreszeit beginnt auch wieder die Zeit der Gewitter, und sehr ängstliche Gemüther machen wohl schon wieder im Vorgefühl alle die Aengste durch, die die zuckenden Blitze und rollenden Donner regelmäßig in ihnen zu erwecken pflegen. Gewitterfurcht ist ein merkwürdig weit verbreitetes Leiden; es ist eine Thatsache, daß in jeder Gewitternacht Tausende von Menschen in der Großstadt wach bleiben und aus dem Bett aufstehen, um mit Angst und Bangen den Verlauf des Gewitters abzuwarten, anstatt das Unwetter hübsch zu verschlafen, was in jedem Fall viel vernünftiger und gesünder ist.

In früheren Zeiten, als man die Blitzableiter noch nicht kannte, und als die Häuser größtentheils aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt waren, war die Gewitterfurcht begreiflich. Jedes Gewitter stellte eine schwere Gefahr dar, und jeder einschlagende Blitz konnte bewirken, daß eine ganze Ortschaft in Flammen aufging; massenhaft berichten die alten Chroniken von Städten und Dörfern, die infolge von Blitzschlag niederbrannten. Aber heute liegen die Verhältnisse doch wesentlich anders, wenigstens in der Großstadt.

Nicht so sehr auf dem Lande. Hier ist aus mannigfachen Gründen die Gewittergefahr auch heute noch nicht gering trotz der segensreichen Erfindung des Blitzableiters! Aber die Blitzableiter sind nur allzu oft so unverständig und direkt unsinnig angebracht, daß sie häufig die Gebäude mehr gefährden als schützen. Ein Haus aber, das in vernünftiger und sachverständiger Weise mit einer Blitzableiteranlage versehen ist, kann heutzutage gegen die Gewittergefahr als nahezu völlig immun gelten, auf dem Lande sowohl wie in der Stadt.

In der Stadt aber brauchen die Bewohner eines Hauses auch dann keine Furcht vor dem Gewitter zu empfinden, wenn sie keinen schützenden Blitzableiter über ihren Häuptern wissen, der auf den großen Miethskasernen selten zu finden ist und dort auch ziemlich zwecklos sein würde. Ist aber Einer ein sehr ängstliches Gemüth, der gleich für Leib und Leben fürchtet, wenn es einmal donnert, so mag er einen weisen Rathschlag befolgen, der ihn mit absoluter Sicherheit gegen jede Blitzgefahr schützt: er lege sich ins Bett! Im Bett ist nämlich nachweislich noch niemals ein Mensch vom Blitz erschlagen worden. Hier ruht man prachtvoll isolirt gegen alle Elektrizität so sicher wie Reuters „Dörchläuchting" auf seinem grotesken Gewitterthronsessel aus Glas und Schellack. Und wer Nachts im Bett liegt, wenn ein Gewitter heraufzieht, begeht eine große Thorheit, wenn er aufsteht und in den Stuben auf und ab rennt; er kann dann entschieden verhältnißmäßig weit eher vom Blitz getroffen werden, als wenn er friedlich in seinem Bett geblieben wäre, sich auf die andere Seite gelegt und weiter geschlafen hätte.

Ja, aber der Blitz könnte doch einschlagen und im Nu die ganze Wohnung in Flammen aufgehen lassen, und dann muß man doch aus dem Bett aufgestanden sein, um gleich retten und sich in Sicherheit bringen zu können — so höre ich die Vertheidiger nächtlicher Stubenpromenaden beim Gewitter sprechen. Man hört diesen zunächst sehr einleuchtend scheinenden Einwurf richtiger. Die darin sich äußernde Vorstellung von der zündenden Wirkung des Blitzes ist durchaus phantastisch und entspricht den Thatsachen in keiner Weise. Wenn der Blitz heute in der Großstadt einschlägt, so sucht er sich mit ganz besonderer Vorliebe die Leitungsmasten der elektrischen Straßenbahn aus, oder auch Bäume, Blitzableiter (besonders auf Kirchthürmen) und hohe Schornsteine, von denen er gern eine größere oder geringere Menge von Steinen losschlägt; kurzum, er entfaltet alle möglichen mechanischen Wirkungen — außerhalb der menschlichen Wohnungen — aber zu zünden pflegt er im Steinmeer der Großstadt fast nie, es sei denn, daß er irgend einen Schuppen trifft, der leicht brennbare und feuergefährliche Stoffe birgt.

Unter welchen Umständen ein Blitz zündet, ist zwar bisher überhaupt noch nicht erforscht. Es scheint aber, als gehöre dazu ein Erhitzen und Schmelzen von Metallmassen inmitten von leicht brennbarem Material, wie es in gefüllten Scheunen und Schuppen, in strohgedeckten Häusern und auch in Kirchthürmen sich leicht ereignen kann, niemals aber in städtischen Wohnungen. Jedenfalls spricht die Statistik so überzeugend klar dafür, daß der Blitz in den Wohnungen der heutigen Bauart überhaupt nicht zündet, selbst wenn er ausnahmsweise wirklich einmal in ein modernes Miethshaus einschlagen sollte, daß sich wirklich niemand aus Angst vor einer Feuersbrunst aus seiner Nachtruhe durch ein Gewitter aufschrecken zu lassen braucht. Die Gefahr, daß meine Wohnung ein Raub der Flammen wird, ist jedenfalls weit größer, wenn ich eine Lampe anzünde oder ein Streichholz auspuste, als wenn's draußen blitzt und donnert. Und doch fühlt sich niemand in seiner Nachtruhe beunruhigt, wenn irgendwo im Hause zu später Stunde noch Licht brennt, aber wenn ein viel ungefährlicheres Gewitter heraufzieht, treibt ihn die Unruhe aus dem Bett!

Nein, ich kann nur nochmals den Rath wiederholen: man bleibe im Bette und schlafe weiter — nirgends auf der weiten Welt ist man so sicher vor Blitz und Donner wie hier! Auf dem Lande ist es natürlich etwas anderes; hier kann man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie beim Gewitter aufstehen, um darüber zu wachen, daß ihren Scheunen und Stallungen kein Unheil widerfährt. In der Stadt aber ist das gleiche Verhalten sinnlos.

Auch sonst pflegen die Gefahren, die dem Städter beim Gewitter drohen, wesentlich überschätzt zu werden. Allerhand Mahnungen, wo man sich im Zimmer nicht aufhalten darf, um nicht vom Blitz getroffen zu werden, sind im Publikum im Schwange und pflegen auch beachtet zu werden. Mark Twain mokirt sich in einer seiner Novellen mit Recht über die Aengstlichkeit und konstatirt, daß man sich weder in der Mitte des Zimmers unter dem Kronleuchter, noch am Fenster oder an der Thür oder am Ofen, noch in der Nähe der Zimmerwände, noch sonst irgendwo aufhalten dürfe, wenn man nicht sein Leben leichtfertig aufs Spiel setzen wolle. Auch diese Furcht ist ganz grundlos. Mir ist aus den letzten Jahrzehnten nicht ein einziger Fall bekannt, daß zum Beispiel in Berlin jemand im Innern einer Wohnung vom Blitz getroffen worden wäre. Die Todesfälle durch Blitzschlag, die in Berlin vorkamen, ereigneten sich durchweg im Freien, auf der Straße, und auch ihre Zahl ist eine außerordentlich kleine. Wenn ich mich recht erinnere, ereignete sich der letzte Fall, daß jemand in Berlin vom Blitz auf der Straße erschlagen wurde, am 23. Juli 1899. In jedem Fall ist also die Lebensgefahr, in der ich während eines schweren Gewitters schwebe, lange nicht so groß, als jene, in die ich mich begebe, wenn ich eine Elektrische oder ein Auto besteige, oder wenn ich gar schräg über einen großen Platz hinweggehe. Und doch setzen sich die Menschen diesen größeren Gefahren täglich aus, ohne zu zagen oder ein Unbehagen zu empfinden, aber die kleinere Gefahr von Blitz und Donner läßt ihnen das Herz im Leibe erzittern.

Durch Predigen freilich läßt sich die Gewitterfurcht nicht beseitigen; die Vernunft mag zehnmal einsehen, daß gar kein Grund zum Fürchten vorliegt, und doch kann sich das Herz der Bangigkeit nicht entwehren. Die Gewitterfurcht ist eben eine Idiosynkrasie, die uns als ein atavistisches Erbtheil aus den Zeiten überkommen ist, als die Menschen noch mit Recht Blitz und Donner als eine schwere Gefahr fürchten mußten. Dennoch aber wird eine vernünftige Ueberlegung, wie gering doch eigentlich heute die Gefahren beim Gewitter in der Stadt sind, ihre Wirkung auf einsichtige Leute wohl nicht ganz verfehlen, und vielleicht sind darum auch die vorstehenden Zeilen geeignet, manchem eine merkliche Beruhigung zu schaffen, wenn wieder einmal der Gewittergott seinen gewaltigen Hammer erdröhnen läßt.